

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Wohlthäter der Menschheit**

**Arnim, Theodor**

**Leipzig, 1887**

Christian Fürchtegott Gellert, der fromme Sänger und Lehrer seines Volkes.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6669**



Das alte Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

**Christian Fürchtegott Gellert,**  
 der fromme Sänger und Lehrer seines Volkes.

Geboren 1715, gestorben 1769.

Lied, werde sanfter, fließe gelinder fort,  
 Wie auf Rosen hell aus Aurorens Hand  
 Der Morgentau träuft; denn dort kommt er  
 Heiter mit lächelnder Stirn, mein Gellert.

(Klopstock.)

Wenn behauptet wird, der große griechische Weltweise Aristoteles habe in sich das ganze Wissen seiner Zeit vereinigt, so läßt sich von dem Sachsen Christian Fürchtegott Gellert sagen, sein großes Herz sei gewissermaßen der Sammelpunkt aller edlen Bestrebungen seines Jahrhunderts und eine Wohnstätte der reinsten Menschenliebe, sein unsträflicher Lebenswandel sei ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten, zum Segen von jung und alt, reich und arm, hoch und gering gewesen. War er doch seinen Zeitgenossen schon als der verehrungswürdigste Repräsentant jener werththätigen Christenliebe erschienen, welche wir heute mit dem Ausdruck „Innere Mission“ bezeichnen.

Und in der That, wir fühlen uns oft begeistert von so manchem herrlichen Worte, das reichbegabte Männer sprachen, schrieben und sangen. Fragen wir indes weiter nach, ob ihr Leben auch stets im Einklange mit ihren Worten gestanden, so lautet nicht selten die Antwort ganz anders, freilich nur den minder Weltkundigen überraschend. Sehen wir hingegen einen Redner auf der Tribüne, dessen Worten das eigne Thun entspricht, einen Schriftsteller, einen Sänger, deren Worte der reinsten Quelle entstiegen sind, so kann dies nur unsere Verehrung erhöhen. Der persönliche Einfluß, den ein guter Mensch stets äußert, sowie das, was er gesprochen und geschrieben, ist dann um so eindringlicher, um so bleibender.

Also war beschaffen das Wirken und Leben des würdigen Gellert, dessen kindliche Gottesfurcht, Herzenseinfalt, Güte und Menschenfreundlichkeit von allen seinen Zeitgenossen einstimmig anerkannt ist.

Sein Wort voll Wahrheit und Klarheit, dem reinsten Herzen entquollen, hat den Weg zu Millionen Seelen, seine herrlichen Kirchenlieder haben bei Protestanten und Katholiken dieselbe Aufnahme gefunden und Tausende auf den Weg des Heils gelenkt; seine Fabeln werden allerwärts gewürdigt, und wenn der Dichter Matthiesson in der Ferne ein junges Landmädchen fand, das nichts sehnlicher wünschte, als dem frommen Gellert einen Blumenkranz auf sein Grab legen zu können, so steht dieses Beispiel von Verehrung nicht vereinzelt da. Wie viele Schwache haben sich Vertrauen zu Gott in ihr Herz gesungen durch das Gellertsche Lied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glück bauen!“ Wie mancher Leichtsinnige fühlte sich nicht erschüttert und auf den Ernst des Daseins hingewiesen, wenn er mit einstimmte in die Worte: „Meine Lebenszeit verstreicht, stündlich eil' ich hin zum Grabe!“ Wie viele Millionen haben sich in Kirche, Schule und Haus am frühen Morgen erbaut an dem herrlichen Gesange: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!“ Wie mancher redliche Arbeiter, wie mancher fromme Hausvater beginnt noch heut sein Tagewerk mit dem Gebete: „Laß deinen Segen auf mir ruhn, mich deine Wege wallen, und lehre du mich selber thun, nach deinem Wohlgefallen!“

Und wer sollte nicht, wenn er den Namen Gellert hört, an dessen anmutige Fabeln denken? Die „Geschichte von dem Hute“, „das Gespenst“, „der Kranke“, „die beiden Wächter“, „Hans Nord“, „der Prozeß“, „der sterbende Vater“, „die Gutthat“, „die Frau und der Geist“, „die Bauern und der Amtmann“, „der Bauer und sein Sohn“, „der grüne Esel“, „das Schicksal“; sie und andre sind seit länger als hundert Jahren gelesen und gelernt worden und alt und jung hat sie lieb gewonnen. An Gellert wird uns die Macht und der Segen des zum Herzen gehenden Wortes klar; darum ist sein Gedächtnis im Segen geblieben. Es soll auch uns heilig sein!

Christian Fürchtegott Gellert ward am 4. Juli 1715 zu Hainichen, einer Stadt am Fuße des sächsischen Erzgebirges, unweit Freiberg gelegen, geboren. Sein Vater, M. Christian Gellert, waltete als Pastor daselbst; seine Mutter, Johanne Salome, war eine geborne Schütz. Der Vater schrieb die Geburtsnachricht eigenhändig in das dortige Kirchenbuch ein und fügte die fromme Bitte bei: „Ach, Herr, höre mein Gebet auch für diesen Sohn; laß ihn wohl geraten, fromm und ewig selig werden!“ Wie gnädig Gott das ernstliche Gebet des Gerechten erhört hat, das sollte die Mutter mit leiblichen Augen noch schauen, denn sie erreichte das achtzigste Lebensjahr und starb ungefähr zehn Jahre vor dem Tode ihres geliebten Sohnes.

Kommen wir nach Hainichen, so beschäftigen sich unsre Sinne nicht nur mit dem Treiben in geräuschvollen Fabriken, Webereien und auf Bleichen, unsre Augen weiden sich nicht nur an dem lieblichen Park südöstlich der Stadt, sondern die meisten wohl wenden sich der Stätte zu, wo Gellert geboren wurde. Ein kleines unbedeutendes Seitengebäude des Pfarrhauses wird uns als solche bezeichnet und es heimelt uns an, die Linde zu sehen, welche Gellerts Vater am Geburtstage seines Christian Fürchtegott pflanzte und die noch heute den dortigen Pfarrgarten ziert. Hier hat sich der gottgeweihte Sänger im Kreise der Geschwister seinen kindlichen Spielen hingegen; wie oft ist er hier an der Hand frommer Eltern hingewandelt!

Der Vater erzog seine Kinder in der Liebe zu Gott und die Mutter stand ihm hierbei getreulich zur Seite. Sie war unablässig bemüht, in den Herzen ihrer Lieblinge die Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist, anzufachen. Gellert rühmte

es später laut, daß er die ersten und tiefsten religiösen Eindrücke von seiner frommen Mutter erhalten habe, welche sich durch christliche Demut auszeichnete. Der mäßige Gehalt, den sein Vater bezog, reichte bei dreizehn Kindern nur spärlich aus für den Haushalt; frühzeitig lernten diese arbeiten, entbehren und ertragen. Christian Fürchtegott mußte schon seit seinem elften Jahre durch Abschreiben von Kaufbriefen, Kontrakten und ähnlichen Aufsätzen Geld zu verdienen suchen. Er pflegte daher später als Mann oft scherzend zu sagen: „Meine Vaterstadt hat in Kaufbriefen und Kontrakten mehr Werke meiner Hand aufzuweisen, als die Welt von meinem Geiste.“

Sanftmut, demütiger Sinn und ausgezeichnete Fleiß machten ihn bald allen lieb und wert, die ihm nahe standen, auch trat das Dichtertalent schon beizeiten hervor. Wie ein Singvöglein bereits mit dem ersten Zwitschern stimmt, um dann seine Melodien erschallen zu lassen, so versuchte sich auch unser Gellert schon als Knabe in manchem kleinen Liede. Unter anderm begrüßte er, ungefähr dreizehn Jahre alt, seinen Vater zum Geburtstage mit einem sinnigen Gedichte, in welchem er die fünfzehn Kinder und Enkel desselben mit den fünfzehn Stützen verglich, welche man an der bauwürdigen Amtswohnung angebracht hatte. Dieses Gedicht war ihm so gut gelungen, daß es später noch viele Leute auswendig wußten.

Bald darauf kam der hoffnungsvolle Knabe auf die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen. Auch hier zeichnete er sich durch gute Sitten, außerordentlichen Fleiß und die sichtbarsten Fortschritte aus, wodurch er sich die Zufriedenheit und Liebe seiner Lehrer erwarb. Leider zeigten sich aber auch bereits die ersten Spuren der ihn lebenslang quälenden Kränklichkeit. Während seine gesünderen Mitschüler nach den beendigten Lehr- und Arbeitsstunden mit voller Seele den Vergnügungen im angrenzenden Zwinger nachgingen, oder ungetrübt sich den Eindrücken der reizenden Umgebung Meißens hingaben, des malerisch schön gelegenen Schlosses Siebeneichen mit seinem Parke, seinem Wasserfalle, seiner Grotte, seinem Springquell, seinem prächtigen Walde oder des mit Nebenanlagen und lieblichen Weinberghäusern besäeten Spargebirges oder der am linken Elbufer befindlichen Ruine des Kreuzklosters oder des romantischen Triebischthales mit dem Götterselsen — ihm ward dieser Naturgenuß schon damals durch Unwohlsein nur zu oft geschmälert. — Trotz seines leidenden Zustandes hatten jedoch seine Kenntnisse in vielversprechender Weise zugenommen, als er mit den besten Zeugnissen versehen die Universität Leipzig bezog, wo er nach dem Willen seines Vaters Theologie studieren sollte. Er fühlte freilich eine Schüchternheit, die er beim Predigen nicht zu bemeistern vermochte und die ihn zu jeder Zeit beim Betreten der Kanzel gestört haben würde. Dieselbe hatte ihren Grund in einem geringfügigen Umstande. Er selbst erzählt denselben mit folgenden Worten:

„Die erste Probe meiner Beredsamkeit legte ich in meinem Geburtsorte in meinem fünfzehnten Lebensjahre ab. Ich wollte eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubnis dazu ungerne gab. Um die Mittagsstunde sollte die Beerdigung stattfinden. Früh um acht Uhr fing ich an, meine Präparation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit einer Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich ging indes beherzt in die Kirche, fing meine Rede sehr feierlich an und kam ungefähr bis zur dritten Periode. Auf einmal verließ mich mein Gedächtnis und der vermessene Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem

Manuskripte, das attemmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen ebenso erschrockenen Zuhörern langsam aneinander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Indes hat mich diese jugendliche Übereilung viel gekostet. Der Gedanke daran verfolgte mich bei jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und verursachte jene Schüchternheit, die mich nie ganz verlassen hat.“

In Leipzig wurde der eifrige Jüngling von seinen Lehrern sehr bald bemerkt und schon seiner Kenntnisse wegen seinem Werte gemäß geachtet und geliebt. Freilich mußte er sich oft gar kümmerlich behelfen, da sein Vater ihm nur sehr wenig Unterstützung zukommen lassen konnte; daher sah er sich darauf angewiesen, seinen Unterhalt durch Privatunterricht notdürftig zu verdienen.

Nach vier Jahren fleißigen Studiums kehrte er in das Elternhaus zurück, um seine Geschwister zu unterrichten; ein Jahr darauf (1739) ward er Erzieher der beiden Söhne des Herrn von Lüttichau unweit Dresden. Dann bereitete er ein Jahr lang den Sohn einer seiner Schwestern zur Universität vor. Das war eine glückliche Zeit für ihn. Ein wenig Meißner Wein mit etwas Brot erquickten ihn, wie er sagt, des Abends, wenn er seinen Pflichten nachgekommen, und mit überströmendem Herzen sprach sich sein Dankgefühl zu Gott öfter in Thränen aus.

Als er den Sohn seiner Schwester auf die Universität nach Leipzig begleitete, tauchte der heiße Wunsch in ihm auf, daselbst bleiben zu können. „Ach“, sprach er, „daß es doch Gottes Wille wäre, daß ich hier bleiben und einen Wirkungskreis finden könnte!“ Und es war dies im Rate der Vorsehung wirklich beschlossen. Es fehlte ihm auch nicht einen Tag an dem Notwendigsten, denn es meldeten sich sofort junge Leute, die seinen Unterricht begehrten; auch fand er gute, geistesverwandte Menschen, die sich eng an ihn angeschlossen. Es mögen hier nur die Gebrüder Schlegel, Cramer, Rabener und Hagedorn genannt sein, von denen die ersten beiden zu hohen Ehren gelangten, während die letzten noch jetzt als Dichter oft genannt werden. Sie blieben sich gegenseitig treue Freunde bis an ihren Tod.

Daß Gellerts edles Herz schon damals warm für menschliches Elend schlug, zeigt uns das nachstehende Ereignis. Er lernte zu jener Zeit einen Unglücklichen kennen, der durch Wohlleben und Sinnenlust sich körperlich und geistig zerrüttet hatte. Sein Körper siechte hin an ekelhafter Krankheit und alle Hoffnung, diese zu heilen, war vergeblich; aus seiner Seele war aller Glaube, aller Trost, aller Friede gewichen. Gar oft stieß er die furchtbarsten Verwünschungen und Flüche aus, so groß war seine moralische Zerrüttung, seine Reue, seine Verzweiflung. Alle flohen vor ihm und ließen ihn ohne Hilfe. Das aber erweckte das größte Mitleid in dem edlen Herzen Gellerts, und er sprach: „Ich will zu ihm gehen; vielleicht kann ich etwas dazu beitragen, daß seine Seele zu Gott geführt werde!“ Und er trat näher zu dem Unglücklichen. Sein Auge verkündete Theilnahme, sein Wort Liebe — Liebe, die helfen, Liebe, die retten will, was verloren ist. Solche Liebe überwindet und Gellert hatte die Freude zu sehen, wie aus dem Gottlosen ein Gläubiger, aus dem Spötter ein demüthiger Verehrer Gottes ward. Er fuhr fort, ihn zu ermahnen, ihn zu trösten, mit ihm zu beten. Seinen Bemühungen gelang es auch, so viel für ihn zusammen zu bringen, um ihm für die letzten Tage seines qualvollen Lebens einige Erfrischungen zu verschaffen. Eines Tages saß Gellert wieder ganz allein bei dem Kranken.

Ihm waren nur noch wenige Minuten des Weilens auf Erden beschieden — mit einem Male nahte sich ihm der Tod. Noch dankte er mit zitternder Lippe seinem Retter, dessen Hand er erfaßt hatte, betete und starb. Gellert aber pries den Allerbarmer für die Gnade, welche er ihm erwiesen, daß er einen Unglücklichen vorm ewigen Tode hatte bewahren dürfen. Damals dichtete er den Vers:

„Da ruft — o möchte Gott es geben —  
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:  
Heil sei dir, denn du hast mein Leben,  
Die Seele mir gerettet! Du!  
O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,  
Der Retter einer Seel' zu sein!“

Im Jahre 1745 wurde Gellert zum Professor an der Universität Leipzig ernannt. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von solcher Herzensreinheit und Seelengröße, von so viel Sanftmut und Liebe, von so unendlicher Beharrlichkeit im Ermahnen und Trösten bald in den weitesten Kreisen begeisterte Verehrer fand. Sein Hörsal war meist gedrängt voll; sehr oft waren über 400 Zuhörer zugegen. Alle fühlten sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen, denn alle erkannten das schöne Ziel, das er verfolgte; ihm galt es, nicht bloß die Kenntnisse seiner Schüler zu vermehren, sondern auch ihr Herz zu veredeln und ihren Willen zu kräftigen. Und ebenso mächtig wie sein Wort wirkte das Vorbild, welches er gab, sein musterhafter Wandel.

Seinen Vorlesungen ging eine gewissenhafte Vorbereitung voraus; stets erinnerte er während derselben seine Zuhörer an die erhabenen Lehren unsres Religionsstifters. Solches Ermahnens ward er nimmer müde, und erschien der Tag des Herrn, an welchem der Hörsaal geschlossen war, so besuchte er den Gottesdienst und erfüllte diese liebe Pflicht mit der größten Gewissenhaftigkeit sein lebenslang. Schon eine solche Lebensauffassung, verbunden mit dem rechten Beispiel, würde sein Gedächtnis im Segen erhalten haben; noch weit mehr sollte dies durch seine Schriften geschehen. Gellert hatte sich anfangs an den Leipziger Professor Gottsched angeschlossen, einen Mann, der die deutsche Sprache in feste Regeln einzwängen wollte und der sich für einen berühmten Dichter hielt, ohne dafür überhaupt ausreichendes Talent zu besitzen. Sobald dies der feinsühlende Gellert erkannte, zog er sich von dem selbstgefälligen Manne zurück. Später, im Jahre 1745, vereinigte er sich mit einer Anzahl geistvoller Männer, unter denen hier Zacharia, Gärtner, Klopstock, Rabener, Ebert u. genannt seien, und gab mit ihnen die „Bremer Beiträge“ heraus, die wesentlich zur Läuterung des damaligen verdorbenen Geschmacks beitrugen und die Gebildeten auf eine bessere geistige Nahrung vorbereiteten. Gellert und sein Freundeskreis erkannten den hohen Geist der deutschen Sprache, sie suchten ihm mehr und mehr Anerkennung zu verschaffen und alle Steifheiten und Abgeschmacktheiten, wie sie damals im Schwange waren, zu verbannen. Er selbst suchte bald durch eine Fabel, bald durch ein geistliches Lied, dann wieder durch Sinngebichte, Briefe und sittliche Abhandlungen, selbst durch Lustspiele seinen Zweck zu erreichen. Dabei hatte er die große Freude, seine geistigen Erzeugnisse mit außerordentlichem Beifall aufgenommen zu sehen. Insbesondere wurden seine Fabeln von jung und alt verschlungen und sie gingen noch lange von Mund zu Mund. Man lernte sie in Palästen wie in dem einfachen Bürgerhause, und dem Dichter wurden von Hohen und Niederen Beweise von Anerkennung und Dank zu teil.

Eines Tages überraschte ihn sogar ein Holzbauer durch eine Kasten Holz, welche er im „Schwarzen Brett“ zu Leipzig ablud, wo Gellert wohnte. Der Landmann bat den Herrn Professor, diese Gabe anzunehmen, zum Dank dafür, daß er „allem Volke doch gar zu schöne Geschichten erzählt habe“; dadurch sei auch er und seine Kinder immer von neuem ergötzt und belehrt worden.

Weiterhin meldete Gellert einem Dresdener Freunde eigenhändig folgendes: „Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Bauer, der mit ihm bekannt ist, herein und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrat von Butter, Käse und Brot war, meine Fabeln ungebunden hervor. „Da“ — fing er in seiner Sprache an — „bind't mir das Buch fein fest und schiene ein.“ — „Christoph“, sprach mein Buchbinder, „wo habt Ihr denn das Buch her?“ — „Wo wer' ich's hergetreit han; ich ha mir's gekoft. Unser Schulmeister und der Schulze han sich bald scheckicht über dem Buche gelacht. Es sticht recht spaßhaft Zeug drinn, mer möcht närrisch dreber wern. Ich ha en klen Jungen, der schun schmuck lesen kann, dem will ich's gäh'n; er sull mir Abend bei der Pfeife Tubak, wenn ich vom Feld kumme, draus vorlesen; so geh' ich kaum nich in die Schenk'. Er war noch jung der Herr, der's in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollte was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht anders als zwanzig Groschen, die ha ich ihm ooch gegäh'n. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben muss'n recht von der Hand giehn.“ — „Ihr Narr,“ sprach mein Buchbinder, „der Mann, wo Ihr das Buch gekauft habt, hat's nicht geschrieben, er handelt nur damit.“ — „Der Schelm!“ fing der Bauer an; „ich dacht', es wäre der Herr selber, ich hätte den Teufel nich so viel gegäh'n.“ — Nunmehr hätte ich gehen können, aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verraten sollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außer dem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. — O, wenn Sie hätten sehen sollen, mit welcher Bewunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte und mich ermahnte, mehr solch schnackiges Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser vom Könige in Preußen bis zu dem Holzbauer vor und beschloß den Augenblick, den zweiten Teil von dem Leben der schwedischen Gräfin fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten.“

Ebenso, wie seine Fabeln, wirkten seine Lustspiele. Aus dem In- und Auslande erhielt er Zuschriften, selbst von hochgestellten Personen, die seine Schriften priesen und ihn baten, Veranlassung zu persönlicher Bekanntschaft zu bieten. Viele forderten ihn zu einem regelmäßigen Briefwechsel auf. Unter den Dichtern pries selbst ein Klopstock sein Verdienst und sang seinen Ruhm.

Den mächtigsten Eindruck aber brachten seine religiösen Dichtungen und Kirchenlieder hervor. Dazu einige Belege, die uns Gellert selbst mitgeteilt hat.

Er erzählt: „Ein junger preußischer Offizier hat hier von einer verstorbenen Tante eine Erbschaft von fünf- bis sechstausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich kennen zu lernen verlangte, zweimal bei dem Advokaten L. gesprochen und einmal mit ihm gespeist. Am Sonntage treffe ich ihn abends wieder an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. „Ach“, fing er mit schamhafter Miene an, „Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständigst, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, aber danken Sie mir

nicht dafür. (Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Geld in die Hand.) — Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht! Jetzt kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit sein!“

Ich nahm es und wußte vor freudiger Bestürzung nicht zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdor. Nun erschrak ich zum zweitenmal. Dieser freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld — nein, das Geld konnte es nicht sein; dies dringt nie in das Innerste der Seele; bloßes Geld kann die Freude nicht erregen, die ich fühlte. . . . . Nein, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott dachte; der Gedanke, daß ich nicht unnütz wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfalle Mut schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. — Nichts, dacht' ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärst du? Wie glücklich! Ein Herz gebessert! — Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Aber gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, gibt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann.“

Ein Seitenstück hierzu bietet folgende Begebenheit.

Eines Tages — es war zur Zeit des langen Krieges — ließ sich ein preußischer Husarenleutnant sehr ungestüm bei Gellert, der soeben in den Hörsaal gehen wollte, melden. Aus Furcht, sich etwaigen Mißhandlungen auszusetzen, wenn er eine abschlägige Antwort erteile, ließ er ihn eintreten. Da stand vor dem bleichen, kränklichen Professor, der an allen Gliedern zu zittern begann, ein langer, schwarzer Mann mit feurigen Augen, gekräuseltem Schnurrbart, kotigen Stiefeln, blutigen Sporen, in der linken Hand seinen schweren Säbel haltend, in der rechten Pistolen und Knute.

„Was ist zu Ihrem Befehle, Herr Leutnant?“ fragte Gellert. „Haben Sie Ordre mich zu arretieren? Ich bin unschuldig!“

„Nein, nein, mein Herr! Aber sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert?“

„Ja, ich bin Gellert!“

„Nun, es freut mich, Sie zu sehen und zu umarmen! Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften. Sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundschaft zu versichern!“

„Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Leutnant; haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder!“

„Ja, das will ich gern thun! Sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben?“

Gellert erklärte es in der Kürze mit aller ihm eigentümlichen Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit. Darauf fuhr der Leutnant fort:

„Nun, das will ich mir merken! Ich habe Lust und Zeit zu schreiben, und sobald ich die nötige Ruhe habe, will ich einen Versuch machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in

Ihrer Schatulle, Herr Professor? lesen Sie sich einen aus; diese hier sind von einem Kosakenobersten, den ich bei Zorndorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Offiziers, die mit dem Pferde stürzte!“

Dem frommen, sanften Gellert rieselte es bei der Erzählung dieser wilden Kriegsthaten eiskalt durch die Adern und er konnte sich nicht entschließen, ein so blutiges Andenken anzunehmen. Er wies die Goldstücke ängstlich zurück.

„Aber Sie müssen ein Andenken von mir nehmen!“ sprach der sonderbare Besucher weiter. „Herr Professor, gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind sibirische. Und diese Peitsche ist eine Knute; beides ist zu Ihren Diensten! Ich habe noch ein treffliches Gewehr erbeutet, ein türkisches. Es steht in Eilenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schenken. Ein Wort, ein Mann! Der Soldat hat nichts Kostbareres als die mit seinem Blut erjochene Beute. Warum gefallen Ihnen denn die Pistolen nicht? Es ist ein außerlesenes Gewehr!“

Gellert führte ihn zu seinem Bücherschrantke und bemerkte, daß hier sein Waffenschrank und darin sein Gewehr sei. Von dieser gelehrten Beute sich etwas auszusuchen, forderte er den Leutnant auf. Er that es.

„Geben Sie mir Ihre „Trostgründe wider ein sieches Leben“, im Fall ich von den Russen stark blessiert würde, denn die Russen — das ist ein tapferes Volk! Sie stehen wie die Berge so fest, und man arbeitet sich müde und tot, ehe man sie zum Weichen bringt!“ Er wollte noch mehr dergleichen erzählen, da schlug es zehn, die Zuhörer kamen scharenweise und Gellert benutzte diese Gelegenheit, den Herrn Leutnant zu verabschieden. Dieser umarmte Gellert zuvor recht herzlich und ging dann die Treppe hinunter. —

Es mochte derselbe wohl andern Offizieren vom Professor Gellert erzählt haben, denn nach einigen Tagen ereignete es sich, daß ein Graf Dohna mit sämtlichen Offizieren seines Regiments kam und Gellert um die Erlaubnis ersuchte, einer seiner Vorlesungen beizuwohnen zu dürfen.

Welchen außerordentlichen Einfluß Gellerts Lieder auf die niederen Schichten des Volkes ausübten, zeigt folgender Vorfall:

Ein Maurermeister, ein ernster, christlicher Mann, hatte bei einem bedeutenden Baue eine große Anzahl Gesellen zu beschäftigen. Es that ihm in seinem Herzen weh, daß so viele sittlich verwahrloste Menschen unter ihnen sich befanden, welche im Fluchen und Schwören das Menschenmögliche leisteten. Er sann deshalb auf Mittel, dieser Noth zu wehren. Da kam er auf den Gedanken, in der Nähe des Bauplatzes eine große Tafel mit den Worten anbringen zu lassen:

„Lebe, wie du, wenn du stirbst,  
Wünschen wirst gelebt zu haben!“

Und er hatte die Freude, zu sehen, wie dieses Gellertsche Wort seinen wohlthätigen Einfluß auf die rohen Gemüther nicht verfehlte. Es ging einer nach dem andern in sich und ein besserer Geist brach sich Bahn.

Zur Ehre seiner Zeitgenossen muß zugestanden werden, daß dieser Mann, der so herrlich wirkte und so würdig lebte, die allgemeinste Verehrung genoß. Viele Bornehme rechneten es sich zur Ehre an, wenn Gellert sie auf ihren Gütern besuchte, und sie boten alles auf, dem fränklichen Manne, dem solche Ausflüge außerordentlich wohl thaten, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Wie hoch aber mag sich der Jahrgelalt dieses ausgezeichneten Mannes belaufen haben, der so unererschöpflich war im Geben und Wohlthun? Manchem Meister und Künstler flossen Tausende über Tausende zu und die Brust hoher Beamter und Generale fand man reich mit Orden aller Art geschmückt. Gellert jedoch, der Tausende von Seelen gerettet hat, konnte dergleichen nicht aufweisen. Er bezog nur ein Jahrgelalt von einhundert Thalern, ja der so überaus genügsame, demütige Mann schlug eine ihm bewilligte Pension von 200 Thalern aus, weil ihm diese Vergünstigung zu außerordentlich erschien. Viele seiner Verehrer ließen ihm deshalb zuweilen eine Unterstützung zukommen. Eine reiche Dame aus Riga, deren Sohn er unterrichtet hatte, sandte ihm einen Wechsel von 300 Thalern; ein Gönner in Warschau setzte ihm ein Jahrgelalt von 150 Thalern aus; später zwang ihn der Hofrat Ferber in Dresden, eine jährliche Pension von 400 Thalern anzunehmen.

Trotz seines geringen Gehalts erfüllte er mit der höchsten Gewissenhaftigkeit die Pflicht, seine gute Mutter zu unterstützen. Die Worte der heiligen Schrift: „Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme! Denke daran, wie sauer du deiner Mutter geworden!“ waren tief in sein Herz geschrieben. Er liebte seine Mutter unendlich, ihm war es eine Genugthuung, zu ihrer Bequemlichkeit und Zufriedenheit beizutragen, so viel er vermochte. Außerordentlich groß war daher seine Freude, als einer seiner Freunde derselben ein Jahrgelalt von 50 Thalern bis zu ihrem Tode aussetzte. Wie innig dankbar er dem Wohlthäter dafür war, spricht er in folgendem Briefe aus:

„Endlich komme ich noch zu einer Stelle in Ihrem Briefe, die mein ganzes Herz bewegt. Sie wollen meiner alten Mutter eine jährliche Pension erteilen. Gott, welche Freude wird sie über diese seltene Großmut haben! Wie wird sie die göttliche Vorsehung preisen und für ihren Wohlthäter mit zitternden Händen beten! Sie wird fragen, wie sie zu diesem Glücke komme! Sie wird es mir nicht glauben, daß ein Fremder freiwillig so großmütig sein kann; sie wird weinen. — Ich liebe meine Mutter zu sehr, als daß ich ihr Alter nicht auf alle Art möchte erleichtert und versüßt wissen. Aber wenn ich nun Ihr Anerbieten annehme, wodurch werde ich dankbar sein können? Dies ist mein Kummer.“ —



Gellerts Statue im Rosenthal zu Leipzig.

Wie wird sie die göttliche Vorsehung preisen und für ihren Wohlthäter mit zitternden Händen beten! Sie wird fragen, wie sie zu diesem Glücke komme! Sie wird es mir nicht glauben, daß ein Fremder freiwillig so großmütig sein kann; sie wird weinen. — Ich liebe meine Mutter zu sehr, als daß ich ihr Alter nicht auf alle Art möchte erleichtert und versüßt wissen. Aber wenn ich nun Ihr Anerbieten annehme, wodurch werde ich dankbar sein können? Dies ist mein Kummer.“ —

Schließlich wünschte er dem Wohlthäter all das Vergnügen einer guten That: wußte er doch aus eigener Erfahrung, wie beseligend das Bewußtsein ist, Freude und Glück bereitet zu haben! — Seine höchste Befriedigung fand er ja einzig mit darin, wohlzuthun und mitzuteilen, und gar oft gab er wahrhaft fürsüßlich.

So erging er sich eines Tages vor den Thoren Leipzigs; da hörte er unter Schluchzen und Weinen eine Frau rasch hinter sich herkommen. Er blieb stehen und fragte dieselbe, der die Not und Bedrängnis nur zu deutlich im Gesichte geschrieben stand, was ihr fehle. Ohne weiter auf seine Frage zu achten, sah sie ihn mit kaum halbem Blicke an und eilte schnell vorüber. Dies machte, daß der edle, menschenfreundliche Gellert seine Schritte verdoppelte und mit verstärktem Tone ihr nachrief: „So höre Sie doch!“ Die Frau blieb stehen. „Was ist Ihr? kann Sie es mir nicht sagen?“ wiederholte er eindringlicher.

„Ach, lieber Gott!“ antwortete sie unter einem Strom von Thränen, „dort hinten in der kleinen Straße, in dem kleinen Häuschen, mit Schindeln gedeckt, da liegen mein Mann und meine armen Kinder krank. Ich habe seit fünf Wochen nichts verdienen können; wir sind aber dem Kaufmann X... 30 Thaler schuldig, und der will nicht länger warten. Eben jetzt komme ich von ihm her; ich wollte ihn um Nachsicht bitten, da hat er mich aber bedroht, daß wir heute aus dem Hause geworfen werden sollten, wenn wir ihn nicht auf der Stelle bezahlten. Ich arme Frau, was fang' ich an mit meinem kranken Manne und meinen armen Kindern? Wenn wir doch alle schon unter der Erde lägen!“

Gellert beruhigte sie, versprach ihr Hilfe, nahm sie mit sich in seine Wohnung, schloß das Schreibepult auf, suchte und zählte und brachte glücklich dreißig Thaler zusammen, die er der Bedrängten gab.

„Nun“, sagte er, „gehe Sie hin und bezahle Sie; aber nicht eher, als in einer Stunde!“ Die Frau gab durch Nicken zu erkennen, indem sie ihre Thränen trocknete, daß sie seinen Willen befolgen wollte. Indes machte sich Gellert auf und ging zu dem reichen, ihm wohlbekannten X..., den er eben mit Zählen einer großen Summe Geldes beschäftigt fand. X... strich sein Geld in den Kasten und die Fragen: „Was steht zu Befehl? Womit kann ich dienen?“ schwebten ihm schon auf der Zunge, indem er aufstand; doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß es Gellert sei, der ihn besuche. Verlegen, doch freundlich, begrüßte er ihn mit einer andern Höflichkeitsformel. „Von Ihnen kann man so manches lernen“, sprach Gellert; „denn ein so gesegneteter Mann, wie Sie, der wird doch nicht unterlassen, von seinem Reichtume den schönsten Gebrauch zu machen! Da können Sie denn über die große Kunst, andern wahrhaft wohl zu thun, uns gewiß manche heilsame, aus Erfahrung geschöpfte Lehre mitteilen.“

Herr X..., der gar nicht wußte, worauf diese Worte sich bezogen, und halb noch seine Gedanken bei dem Gelde hatte, antwortete: „Ganz recht! Schon recht. Ja!“ Gellert aber fuhr fort, mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst gerührt im Andenken an die arme Frau, hätte er dem Auge des Geizigen beinahe eine Thräne entlockt, als eben die Frau hereintrat und hastig dreißig Thaler auf den Tisch legte mit den Worten:

„Da haben Sie! Nun geben Sie mir aber auch das Briefchen, das mein Mann geschrieben hat, damit Sie uns nicht aus dem Hause werfen!“ Herr X..., durch das

Kommen und Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, antwortete: „Ei, das hätte ja noch Zeit gehabt, wie kann Sie doch nur so — — Sie sieht ja, daß ich Besuch habe, und weiß doch — es hätte damit Zeit gehabt!“ In dem Augenblick aber vergaß er sich und zählte: „Zehn, zwanzig, dreißig!“

„Ja, Zeit hin, Zeit her“, sagte die Frau; „Sie haben mich heute früh hart genug angesprochen! Sie wollten mich ja mit meinem kranken Mann und meinen vier kranken Kindern der 30 Thaler halber aus dem Hause werfen lassen — da bin ich denn — (Gellert winkte ihr zu schweigen, aber die Frau fuhr fort) wenn Sie mir auch winken, ich sag' es doch! — — da bin ich dem Herrn da begegnet, und er hat mir das Geld gegeben!“



Gellert und der reiche Mann.

Der farge Reiche, hierüber betroffen, blickte bald Gellert, bald die Frau an, kämpfte sichtbar mit sich selbst und erkämpfte endlich einen Entschluß, den Gellert gewiß nicht erwartet hatte.

„Hier“, sprach er zur Frau, „hat Sie Ihren Schein und nehme Sie Ihre dreißig Thaler, gehe Sie nach Hause und warte Sie Ihren kranken Mann und Ihre kranken Kinder!“

Zu Gellert aber sagte er: „Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht bloß schön reden und schön schreiben, nein, daß Sie auch ebenso schön handeln. Und um meinen begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleiten darf, damit Sie mich nun auch

als einen wohlthätigen Mann kennen lernen, nachdem Sie mich bisher wohl nur als einen mitleidlosen gekannt haben!“

Sie gingen miteinander und fanden eine arme, höchst unglückliche, aber recht-schaffene Familie, die es verdiente, daß ihr solche Hilfe zu teil ward. Gellert über-nahm es, den Leidenden ernstliche Hilfe zu verschaffen, und der Kaufmann versprach, die Kranken mit labenden und stärkenden Speisen und Getränken zu versorgen.

Von Kummer und Sorge nicht mehr gebeugt, konnte die Frau nun eine um so aufmerksamere Krankenwärterin sein, und zweckmäßige Arzneien und stärkende Nahrungsmittel stellten die Kranken in kurzer Zeit ganz her.

Doch der gebesserte X... that noch mehr. Dem wieder gesund gewordenen Manne gab er Arbeit, seinen ältesten Sohn nahm er zum Markthelfer an, für die noch übrigen kleinen Kinder bezahlte er das Schulgeld und wollte dann auch für sie sorgen, daß sie einmal ihr Fortkommen fänden.

Dieses Beispiel von Gellerts Wohlthätigkeit steht nicht etwa vereinzelt da: es lassen sich eine Menge ähnlicher erzählen. Dieser Gottesmann wurde nicht müde, wohlzuthun und mitzuteilen. Armen Studierenden erließ er die Kollegiangelder, welche er für Vorlesungen von ihnen hätte beanspruchen dürfen; außerdem unterstützte er noch manchen unter ihnen durch Geldmittel oder durch kräftige Fürsprache bei seinen vielen vermögenden Freunden und Bekannten. In seiner Geburtsstadt Hainichen bezahlte er längere Zeit das Schulgeld für etliche arme, würdige Schüler. Wie oft half er, dem die irdischen Güter so karg zugemessen waren, da, wo reiche Leute Hand und Herz verschlossen. So ist z. B. jene Erzählung, welche wir in seinen Fabeln finden, und welche mit den Worten anfängt: „Um das Rhinoceros zu sehen z.“ auf die Thatsache gegründet, daß Gellert einem franken, schwachen Greise eine Gabe reichete, mit welcher der Arme sich die letzte Erquickung verschaffte, während kurz vorher ein reicher Mann denselben mit schönen Worten von sich gewiesen hatte.

So kam es denn, daß der mit so großer Verehrung genannte Name Gellerts weit hinaus über die Grenzen des Vaterlandes bekannt und daß seine Tugenden dem aufwachsenden Geschlechte als Vorbild gepriesen wurden! Seine Schriften fand man in allen deutschen Gauen und sie sind in mehrere fremde Sprachen übersetzt erschienen. Hochgestellte Personen suchten seinen Umgang; Prinz Heinrich, von Preußen schenkte ihm ein Reitpferd, damit er versuche, ob vielleicht tägliches Reiten sein körperliches Leiden in etwas zu mindern vermöchte. Der österreichische Feldherr Laudon nennt Gellert seinen Freund, ebenso der fromme Husarenkönig Zieten. Die sächsische Prinzessin Christine spricht ihm mündlich ihren Dank für seine schönen Schriften aus. Andre geistreiche Frauen unterhalten einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihm.

Vor allem merkwürdig aber bleibt eine Unterredung Friedrichs des Großen mit Gellert im Jahre 1760.

Am 18. Dezember dieses Jahres nachmittags um drei Uhr saß Gellert recht unwohl, in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze auf dem Haupte, unbarbiert an seinem Pulste, als jemand an seine Thür pochte.

„Herein!“

„Ich bin der Major Quintus Scilius (eigentlich R. Th. Guichard) und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen, Sie zu sehen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.“

„Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein.“

„Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus; ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wieder kommen, und wenn es Ihnen dann nicht besser ist, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.“

„Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.“

Nach diesen Worten verließ Scilius das Zimmer. Gellert verschafft sich nach mancherlei Umständen einen Barbier und eine Perücke, legt sein Staatskleid von pfirsichblütenfarbenem Plüsch an, verzieht sich mit Degen und Haarbeutel, bringt die Schuhe mit den breiten silbernen Schnallen an die Füße, sucht den unter dem Arme zu tragenden Klapphut hervor und ist um 4 Uhr, hofmäßig gekleidet, fertig.

Der Major kommt und sie gehen nach dem Apelschen Hause. Im Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den berühmten Leipziger Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thür zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit allein.

„Ist Er der Professor Gellert?“

„Ja, Ihre Majestät.“

„Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?“

„Von Hainichen bei Freiberg.“

„Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?“

„Ja, Ihre Majestät!“

„Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?“

Der Major: „Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersezt haben und den deutschen Lafontaine nennen.“

König: „Das ist viel! Hat Er denn Lafontaine gelesen?“

„Ja, Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin Original.“

„Das ist also einer; aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren?“

„Ihre Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.“

„Nein, das kann ich nicht sagen.“

„Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.“

„Das ist wahr! Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?“

„Es fehlt uns auch daran nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat!“

„Wie ist es möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?“

„Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihren Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.“

„Hat's der Mann auch verstanden?“

„Die Welt glaubt's.“

„Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersezen.“

„Tacitus ist schwer zu übersezen, und wir haben auch schlechte französische Übersezen von ihm.“

„Da hat Er recht.“

„Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das griechische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an einem Louis XIV. gefehlt.“

„Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt.“

„Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.“

„Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?“

„Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermuntere.“

„Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?“

„Ich bin einmal in Berlin gewesen.“

„Er sollte reisen!“

„Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.“

„Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?“

„Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.“

„Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.“

„Ihro Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.“

„So muß Er fahren!“

„Dazu fehlt mir das Vermögen.“

„Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?“

„Jawohl, und wenn Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —“

„Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich!“

„Ich bekümmere mich mehr um die alte als die neue Geschichte.“

Major: „Er hat auch deutsche Briefe ausgegeben.“

König: „So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?“

„Ach ja, Ihro Majestät!“

„Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen und ich verstehe nichts davon.“

„Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen.“

„Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?“

„Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.“

„Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. — Nun, hat Er eine?“

„Ja, Ihro Majestät, den Maler.“

„Ein kluger Maler in Athen,  
Der minder, weil man ihn bezahlte,  
Als weil er Ehre suchte, malte,  
Rief einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n  
Und bat sich seine Meinung aus.“

Der Kenner jagt ihm frei heraus,  
 Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,  
 Und daß es, um recht schön zu sein,  
 Weit minder Kunst verraten sollte.  
 Der Maler wandte vieles ein,  
 Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen  
 Und konnt ihn doch nicht überwinden.  
 Gleich trat ein junger Geck herein  
 Und nahm das Bild in Augenschein,  
 „O!“ rief er bei dem ersten Blicke,  
 „Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!  
 Ach, welcher Fuß! o wie geschickt  
 Sind nicht die Nägel eingedrückt!  
 Mars lebt durchaus in diesem Bilde;  
 Wie viele Kunst, wie viele Pracht  
 Sind in dem Helm und in dem Schilde  
 Und in der Rüstung angebracht!“  
 Der Maler ward beschämt, gerührt  
 Und sah den Kenner kläglich an.  
 „Nun“, sprach er, „bin ich überführt!  
 Ihr habt mir nicht zu viel gethan.“  
 Der junge Geck war kaum hinaus,  
 So strich er seinen Kriegsgott aus. —  
 Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,  
 So ist es schon ein böses Zeichen;  
 Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,  
 So ist es Zeit, sie auszustreichen.“ —

„Das ist recht schön. Er hat so etwas Kulantes in Seinen Versen, das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der „Iphigenie“ vorgelesen, ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.“

„Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.“

„Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.“

„Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton.“

„Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komme Er bald wieder!“ —

Aus diesem merkwürdigen Gespräche gibt sich recht deutlich Gellerts Bescheidenheit, Würde, Offenheit und Vaterlandsliebe kund, und daß er auch auf den großen Friedrich einen guten Eindruck machte, ersehen wir aus einem Urtheile des Königs, welcher sich mit großer Achtung über ihn äußerte.

„Das ist“, sagte er, „ein ganz anderer Mann als der Gottsched!“

Von Gellerts innerer und äußerer Bescheidenheit zeugte übrigens sein ganzes Leben. So schreibt er in einem Briefe: „O, wie beschämt ward ich, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat und beim Eintreten mein Lied mir von den Schülern entgegenzingen hörte: O, Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gib, daß ich stets mich deinem Rat ergebe u. s. w. — Bist du der Mensch, der dieses Lied gemacht und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich und fing an bitterlich zu weinen und um Mut und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.“

Nachdem er zehn Jahre hindurch mit einhundert Thalern Gehalt sich begnügt hatte, forderte man ihn auf, um eine Professur mit vierhundert Thalern Gehalt sich zu bewerben. Wie antwortet der bescheidene Gellert?

„Meine Freunde denken als Gesunde, und da haben sie recht. Ich denke und leide als Kranker, da habe ich auch recht. Mein Entschluß, mich um das offene Amt nicht zu bewerben, ist nicht Furcht vor der Arbeit; dies beweist mein zeitheriges Lesen und Schreiben. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich schämen, wenn ich glaubte, ich hätte sie, und setzte mich selbst in Unruhe und Umstände, die ich hätte vermeiden können!“

Man erkannte jedoch seinen rastlosen Fleiß wie seine Bescheidenheit an und entschädigte ihn dadurch, daß man ihm von dieser Zeit an eine Pension von vierhundert Thalern zukommen ließ. Mit um so größerem Eifer widmete er sich seinen Zuhörern; immer eindringlicher wurden seine Ermahnungen, immer wärmer seine Vorstellungen und Warnungen. Auch seine zunehmende Kränklichkeit störte ihn nicht, mit voller Seele Freund und Erzieher der studierenden Jünglinge zu sein.

Schon 1753 hatte er versucht, die Karlsbader Quellen zu seiner Heilung zu gebrauchen. Leider zeigten sich dieselben, die doch alljährlich vielen Tausenden neue Kraft und frischen Lebensmut schenken, bei ihm ohne Wirkung. Dennoch nahm er abermals seine Zuflucht zu ihnen, da alle ärztliche Hilfe vergeblich war und auch ein längerer Aufenthalt auf dem Gute Großmöllau seine Kräfte nicht gehoben hatte.

Kaum war er in Karlsbad angelangt, so lief die Nachricht von Mund zu Munde: „Professor Gellert aus Leipzig ist angekommen!“ Wenn er am Morgen mit seinem Becher an den Brunnen trat, blieben ringsherum die Gäste stehen, ihn zu sehen; wenn er einen Spaziergang unternahm, drängte man sich zu ihm, denn jeder wollte daheim erzählen, er habe mit Gellert gesprochen. Ungefucht machte er mehrere höchst interessante Bekanntschaften, unter andern auch die des österreichischen Generals Laudon.

Gellert schreibt von ihm in einem seiner Briefe:

„Er ist ein Mann von einem besonderen Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redete, fast wie ich, aber richtig und wahr redete, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art, sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. — „D“, sagte er einmal, als er mich allein in der Allee fand, „ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen!“ — „Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher schreiben können und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“

„Das will ich Ihnen wohl sagen“, antwortete ich; „aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe!“

„Damals habe ich ihn das erste Mal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmack erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich so recht von Herzen ausreden und redete selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an.“

„Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine Aufmerksamkeit für alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. „Was gebe ich Ihnen denn“, fing er einmal an, „das Ihnen lieb ist? Ich möchte es gern wissen!“ — „Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig!“ — Sein Neffe, der im Laudonschen Regiment Leutnant ist, bat mich, ich möchte seinen Dufel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studieren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. „Gern“, sagte der General, „wofern Sie sich ihn lassen empfohlen sein!“ — Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte Allee, und niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — „Was ich Ihnen jetzt gesagt habe“, sprach er, „das behalten Sie auf Ihrem Gewissen. — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben.“ — „Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben!“ — — —

Auch eine dritte Reise nach Karlsbad im Jahre 1754 blieb erfolglos. Gellert wußte das im voraus, wollte aber doch alles aufbieten, um sich in keiner Weise irgend einen Vorwurf machen zu müssen.

So hatte er unter Leiden und Schmerzen sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht. Bei der Gelegenheit sprach er zu den studierenden Jünglingen das denkwürdige Wort:

„Lassen Sie mich ein aufrichtiges Geständniß ablegen, teuerste Freunde. Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannigfache Freuden des Lebens genossen. Keine sind dauerhafter, unschuldiger und glückseliger für mich gewesen, als die mein Herz von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rate gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen! Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannigfache Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Mut in den Leiden gefunden, als bei der Quelle der Religion; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen! Ich habe fünfzig Jahre gelebt und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen und habe erfahren, daß nichts, nichts ohne Ausnahme als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes besiegen hilft; daß nichts als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser den bangen Geist bei dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich als vor Gott!“

In demselben Jahre, sowie auch 1767, wurde er von dem Kurfürsten aufgefordert, ihm einige Vorlesungen zu halten; Friedrich August selbst reichte ihm dafür unter huldvollen Ausdrücken eine kostbare Schreibtischplatte mit seinem Porträt. Gellert schreibt hiervon: „Das Geschenk, und wenn es ein Rittergut wert wäre, rührt mich zwar wenig; desto mehr die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollen Fürsten. O wie viel Liebe läßt Gott mich bei Hohen und Niedrigen, besonders bei guten Menschen finden!“

Im Jahre 1768 wurde ihm ein neuer Beweis der Huld dieses hohen Gönners zu teil. Derselbe hörte, Gellerts Reitpferd — dasselbe, welches ihm vom Prinzen Heinrich von Preußen geschenkt worden — sei krank geworden. Der Fürst beehrte sich, den für Gellert schmerzlichen Verlust zu ersetzen, damit derselbe fortfahren konnte, seinem fränklichen Körper die so nötige Bewegung zu gewähren.

Gellert schreibt davon an eine ihm befreundete Dame: „Daß meine Scheide vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja, denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabei war, daß Mittwoch vorher mein kurfürstliches Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Striemen über das Kreuz; ferner sieht es still und freundlich aus, und auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen als beschreiben. Ich werde es mit seinem goldenen Zaum, mit seinem blausamtnen Sattel und der gar zu schönen Schabracke, kurz so, wie es mir der kurfürstliche Stallknecht vorige Mittwoch nachmittags in meinen Hof unter einem Zulaufe von jung und alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, an den Hof nach Dresden schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Kurfürst auch bei der Wahl dieses Geschenkes gewesen sein mag, so fürchte ich mich doch; denn ein kranker Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Kurfürst das Pferd auf dem Schloßplatz hat probieren lassen, wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen solle, um zu wissen, ob es sich davor schene; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden; alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Kompliment des Herrn Stallmeisters hinein.“ — Gellert hat von diesem fürstlichen Geschenk nur sehr wenig Gebrauch gemacht; theils erlaubte es seine zunehmende Schwäche nicht, theils war es ihm zuwider, daß ganze Scharen Neugieriger diesem Pferde wie einem Wundertiere nachliefen.

In dieser Zeit gab er dem Drängen seiner Freunde nach, noch eine neue Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu veranstalten. Er begann mit der Revision einiger Bände und war bei dieser Gelegenheit noch einmal bei dem ihm so gnädig gesinnten Kurfürsten, dem er seine Schriften zu widmen beschlossen hatte. Er fand die huldvollste Aufnahme und und schreibt darüber: „Der teure Kurfürst nahm mich höchst liebreich auf! Auf meine Äußerung: „Ich will das Publikum erinnern, wie viel ich meinem Fürsten schuldig bin und was die Sachsen für einen großmütigen Regenten verehren“, entgegnete derselbe: „D dafür danke ich Ihnen; das wird mir viel Ansehen geben. Ihr Name ist überall bekannt!“

Noch einmal raffte er sich auf, seine Vaterstadt Hainichen und das ihm lieb gewordene Meißen zu besuchen. Nach seiner Rückreise schreibt er an seine Schwester: „Gott sei gepriesen, ich bin glücklich wieder in Leipzig angekommen. Freilich war es eine harte Reise; aber es ist auch die letzte nach Hainichen, und also will ich gern zufrieden sein und Gott danken, daß ich Euch noch einmal habe sehen können. Ich habe feierlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen und mit besonderer Erinnerung an die Jahre meiner Jugend.“

Bald darauf faßte der Tod gewaltiger als vorher nach seiner längst erkorenen Beute; es trat die qualvollste Verstopfung des Unterleibes ein, die keinerlei Kunst der Ärzte zu lindern, geschweige denn zu heben vermochte. Da bereitete er sich, nachdem er noch sein Testament angefertigt und zwei treue Freunde mit Herausgabe seiner Schriften beauftragt hatte, ernst auf seinen Tod vor. Er richtete sich in seinem Bette auf, entblößte sein Haupt und fing an zu beten. Und er betete mit einer so tiefen Inbrunst, mit einer solchen Innigkeit, daß die heiligste Freude aus seinen Augen

strahlte und er völlig einem sterbenden Heiligen gleich, der die Seinen noch mit der ganzen Liebe seines vollen Herzens segnet. So betete er eine volle Stunde. Hierauf hatte er heiße Sehnsucht, noch einmal das Mahl des Herrn zu genießen. Als sein Beichtvater die biblischen Worte benutzte: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank“, unterbrach ihn Gellert mit dem Ausrufe: „Ach wenn ich das doch wäre! Nun, ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich als den Deinigen lieb hast!“

Obgleich seine Schmerzen sich stündlich steigerten, hörte doch niemand eine Klage; er bat nur seine Freunde, mit ihm und für ihn zu beten. Fortwährend rühmte er die unendliche Barmherzigkeit Gottes, die sich auch an ihm bezeugt habe.

Die Nachricht von seinem bedenklichen Zustande verbreitete sich schnell durch ganz Leipzig, ja durchdrang das ganze Vaterland. Viele Tausende nahmen den innigsten Anteil; der Kurfürst sandte sofort seinen Leibarzt und trug ihm auf, mit den besten Ärzten Leipzigs alles zu Gellerts Rettung zu versuchen.

Als die Schmerzen des Sterbenden sich aufs höchste gesteigert hatten, rief er nur ein einziges Mal aus: „O welche Schmerzen!“ Aber sofort setzte er hinzu: „Sie sind nichts gegen die, welche mein Erlöser erduldet hat.“ Danach bat er: „Rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich neue Kraft und Freudigkeit in mir!“

Auf seine Frage, wie lange der Leidenskampf noch dauern werde, erhielt er die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde! „Gott Lob, nur noch eine Stunde!“ rief er mit erheitertem Antlitz aus, und von jetzt an betete er still. So entschlummerte er sanft und ruhig am 13. Dezember 1769.

Ganz Deutschland trauerte, als es hieß: „Gellert ist gestorben.“ Die Gebeine des Würdigen ruhen mit denen seines Bruders, der als Oberkommissarius in Leipzig angestellt war und nur einen Monat später starb, in einem Grabe.

Gellerts Grabstein (Platte) befindet sich in der Nähe der Johanniskirche, nur der Name Gellert ist darauf zu lesen. Mehr denn hundert Jahre sind seit seinem Tode veronnen, und viele Tausende haben mit den heiligsten Gefühlen des Dankes und der Rührung an seiner Ruhestätte gestanden und die Wahrheit des Wortes bestätigt: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen!“ Gar mancher hat gewiß lebhaft gefühlt, was jener vornehme Reisende, der sich zu Gellerts Grabe führen ließ, laut ausrief: „Ich hab' s'gefunden! Hier ruhen also deine Gebeine und ich stehe über deiner Asche! Tausend Dank für die Lehren der Weisheit und Tugend, die du mir gabst! Du hast mich auf den Weg der Glückseligkeit geführt, und durch deine Schriften meinen Geist und mein Herz gebildet!“ Mit diesen Worten warf er sich auf die Erde, umklammerte den Leichenstein und ließ heiße Thränen auf den ihm heiligen Namen rinnen. Danach nahm er etwas Rasen vom Grabhügel, um ihn mit zu den Seinigen zu bringen und ihnen sagen zu können: „Seht, das ist Erde von Gellerts Grabe!“

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Enkel wieder!

Und hast du an Gellerts Ruhestätte geweiht, so geh' und suche das schöne Denkmal auf, welches, infolge der reichen Beisteuer seitens einer Wiener Verehrerin des frommen Sängers, demselben im Grün des lieblichen Rosenthalparkes errichtet wurde. Die Marmorstatue ist in der Pfingstwoche des Jahres 1865, während

Deutschlands Lehrer in den Mauern des gastlichen Leipzigs tagten, enthüllt worden. Sie ist ein Werk des wackeren Bildhauers Anaur. Ihr Postament ist an allen vier Seiten mit Versen aus Gellerts geistlichen Liedern geschmückt. Die Vorderseite des Sockels von rötlichem Sandstein trägt die einfache Inschrift „Gellert“, über welcher dessen Worte stehen:

„Gott soll ich über alles lieben  
Und meinen Nächsten gleich als mich.“

Geht man von hier nach rechts zu um die Statue herum, so trifft man zunächst auf derjenigen Seitenfläche des Sockels, welche, von der Statue selbst aus gesehen, die linke Seite bildet, folgende Zeilen eingetragen:

„Der wahre Ruhm ist Ruhm bei Gott  
Und nicht bei Menschenkindern.“

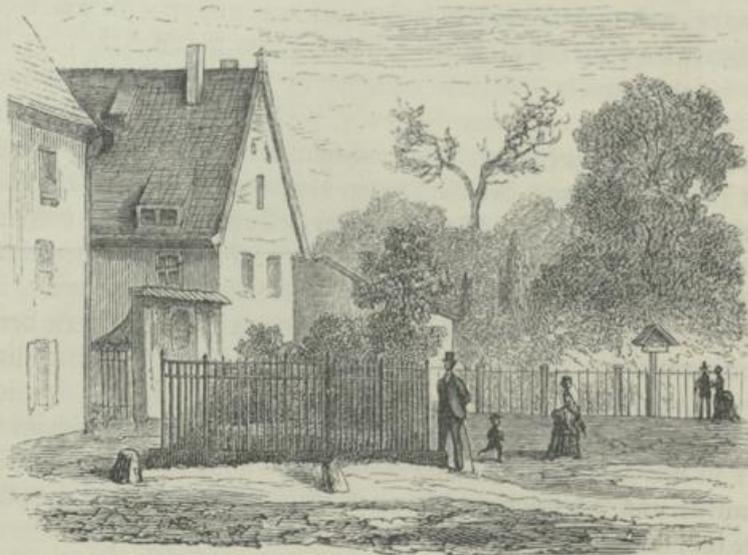
Die Rückseite dagegen zeigt diese Worte:

„Seid fröhlich, ihr Gerechten,  
Der Herr hilft seinen Knechten.“

Die letzte Seitenfläche des Sockels endlich, unterhalb der rechten Seite der Statue, trägt folgende Aufschrift:

„Vertrau' auf Gott, er wohnt bei denen,  
Die sich nach seiner Hilfe sehnen.“

Ein andres Denkmal findet der geehrte Leser in der Johanniskirche; man erblickt da die allegorisch dargestellte Religion, wie sie das Bildnis Gellerts der Tugend überreicht. Das herrlichste Denkmal aber hat sich dieser Edle durch seine mächtig wirkenden Lehren, besonders aber in der lebendigen Bethätigung derselben, in dem Beispiel seines Lebenswandels, selbst ausgerichtet in den Herzen vieler Millionen, welche die Wahrheit des Satzes erkannt haben: „Der Glaube, so er nicht Werke hat, ist tot an sich selber!“



Gellerts Grab im siebenten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.